

Andreas Pečar

Autorität durch Autorschaft?

Friedrich II. als Militärschriftsteller



Band 4

Hallesche Universitätsreden

Herausgegeben vom

Rektor der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg

Andreas Pečar

**Autorität durch Autorschaft?
Friedrich II. als Militärschriftsteller**

Antrittsvorlesung, gehalten am 18. Januar 2012

Prof. Dr. Andreas Pečar (Jg. 1972) ist seit Februar 2011 Professor für Frühe Neuzeit an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg.

Die Reihe wurde wiederbegründet unter dem 262. Rektor der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Prof. Dr. Udo Sträter.

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

LXVIII

© Universitätsverlag Halle-Wittenberg, Halle an der Saale 2013

Printed in Germany. Alle Rechte, auch die des Nachdrucks von Auszügen, der photomechanischen Wiedergabe und der Übersetzung, vorbehalten.

ISBN 978-3-86977-067-3

ICH WIDME DIESE SCHRIFT MEINEM AKADEMISCHEN LEHRER
MARKUS VÖLKE (ROSTOCK) ZU SEINEM 60. GEBURTSTAG

Autorität durch Autorschaft?

Friedrich II. als Militärschriftsteller

VON ANDREAS PEČAR

Man kann sich mit einigem Recht die Frage stellen, ob über Friedrich II. von Preußen überhaupt etwas Neues gesagt werden kann. Die meisten der unzähligen Bücher im Vorfeld des diesjährigen Jubiläums vermitteln jedenfalls den Eindruck beständiger Wiederholung von Altbekanntem.¹ Und geht es in diesen biographischen Untersuchungen um Friedrichs Briefe und um seine Schriften, von denen meist nur die immer gleiche Auswahl bestimmter Texte Beachtung findet, so ist auch die Deutung und die Interpretation dieser Texte meist dieselbe: seine Schriften werden als Selbstzeugnisse wahrgenommen, als Bekenntnisschriften, in denen der König seine Ansichten offenbart, als Mittel der „Selbstvergewisserung“ oder als „Medium der Selbstreflexion“.²

1 Vgl. hierzu Andreas Pečar: Ein Geburtstag jährt sich. Neue Veröffentlichungen zu Friedrich II. von Preußen, in: *Das achtzehnte Jahrhundert* 36 (2012), S. 271–279.

2 Vgl. bereits Johann David Erdmann Preuß: *Friedrich der Große als Schriftsteller*. Vorarbeit zu einer echten und vollständigen Ausgabe seiner Werke, Berlin 1837, Vorwort VIII: Es gebe „keine lauterere Quelle, keinen klareren Spiegel für die Thaten eines Monarchen, der als Kriegsfürst, als Landesvater und als Mensch gleich groß und edel war, geben kann, als seine eigenen Geisteswerke“; vgl. ferner Johannes Kunisch: *Friedrich der Große. Der König und seine Zeit*, München 2004, S. 546f.; abweichend hingegen Peter-Michael Hahn: *Friedrich der Große und die deutsche Nation. Geschichte als politisches Argument*, Stuttgart 2007, S. 159; Jürgen Luh: *Der Große. Friedrich II. von Preußen*, Berlin 2011.

Sofern man die Texte des Königs auf diese Weise befragt und sich in ihnen auf die Suche nach dem wahren, authentischen Friedrich begibt, kann man nur zu Fehlannahmen gelangen. Diese Perspektive verrät viel über die Zeit der Biographen und Historiker, die sich seit den 1970er Jahren mit dem König befassen, wenig jedoch über den königlichen Autor und noch weniger über dessen Schriften. Soweit wir darüber Bescheid wissen, war Friedrich kein Mitglied einer Selbsthilfegruppe, es besteht kein Grund anzunehmen, dass er aus therapeutischen Gründen zur Feder gegriffen hat. Wenn Friedrich II. schrieb, so meine Prämisse zur Deutung seiner Schriften, so tat er das stets mit der Absicht, bestimmte politische Wirkungen zu erzielen. Die Texte waren Instrumente politischer Kommunikation und Interaktion, sie waren politische Sprechakte, mit denen sich jeweils eine bestimmte Wirkungsabsicht verband.³ Keiner seiner Texte und Briefe war jenseits des Politischen angesiedelt. In allen Schriften ist vielmehr Friedrichs Königtum und seine spezifische Auffassung bzw. seine Inszenierung dieser Rolle ein zentraler Bezugspunkt.

Das Schreiben und Veröffentlichen von Texten war das bevorzugte Mittel des Königs, sich in den von ihm eingenommenen Rollen ins rechte Licht zu rücken und trug entscheidend dazu bei, diese Rollen glaubhaft auszufüllen. Dies zeigt sich besonders deutlich an der Rolle Friedrichs II. als Feldherr, als militärischer Anführer an der Spitze der preußischen Truppen. Ich möchte in meiner Antrittsvorlesung der Frage nachgehen, weshalb der König diese Rolle übernahm, welche Probleme mit dieser Rolle eines Königs im Feld einhergingen und wie der König versuchte, diese Probleme als Autor zu lösen. Die von mir analysierten Schriften werte ich als spezifische Form der Kommunikation des Königs mit seinen hohen Offizieren und Truppenführern. Das Thema, das

3 Vgl. hierzu ausführlich Andreas Pečar: Friedrich der Große als Autor. Plädoyer für eine adressatenorientierte Lektüre seiner Schriften, in: Friedrich300 – Colloquien, Friedrich der Große – eine perspektivische Bestandsaufnahme (URL: http://www.perspectivia.net/content/publikationen/friedrich300-colloquien/friedrich-bestandsaufnahme/pecar_autor) <02.04.2011> Zur Deutung von Texten als Sprechakten vgl. Quentin Skinner: ‚Social Meaning‘ and the Explanation of Social Action, in: James Tully (Hrsg.): *Meaning and Context. Quentin Skinner and his Critics*, Cambridge 1988, S. 79–98.

dabei auf vielfältige Weise verhandelt wurde, war die Autorität des Königs als oberster Feldherr seiner Truppen.

I.

Bereits als Kronprinz hat Friedrich II. sich über die Rolle des Königs an der Spitze seiner Armee geäußert. Im *Antimachiavell* definierte er die Feldherrnrolle als originären Bestandteil der Königsherrschaft, als Teil seiner Herrscherpflicht als „Beschützer und Verteidiger seines Volkes“.⁴ Er führte auch militärische Gründe dafür an. Ein König an der Spitze seiner Armee diene der Motivation der Soldaten, die persönliche Opferbereitschaft des Königs steigere die Opferbereitschaft der Truppen insgesamt:

„Da der Fürst die Schlachten liefern läßt, so kommt es ihm auch wohl zu, deren Ausführung zu leiten und seinen Truppen durch seine Gegenwart Mut und Zuversicht einzuflößen; ihm kommt es zu, daß der Sieg an seinen Plänen hängt und das Kriegsglück von seiner Klugheit gehandhabt wird; er muß ihnen ein Beispiel geben, daß man Gefahren und sogar den Tod verachten müsse, wenn Pflicht, Ehre und unsterblicher Ruhm es verlangen.“⁵

Seine Anwesenheit diszipliniere ferner die Generäle, unterbinde Streitigkeiten um Rang, Ehre und Strategie, die sich im Krieg negativ auswirken könnten. Und schließlich wurde die Flexibilität militärischer Entscheidungsfindung gesteigert. Wenn der König vor Ort seine Entscheidungen treffe, könnten Befehle sofort in die Tat umgesetzt werden. Andernfalls müssten Boten zwischen der Residenz und den Offizieren im Feld hin und her eilen, um Berichte und Befehle auszutauschen.⁶

Nimmt man all diese Bemerkungen zusammen, so scheint es angesichts der offenkundigen Vorzüge von Königen als Feldherrn geradezu erstaunlich, weshalb nur so wenige Monarchen im Ancien Régime von

4 Friedrich II.: *Der Antimachiavell*, in: Gustav Berthold Volz (Hg.): *Die Werke Friedrichs des Großen*, 10 Bde., Berlin 1912–1914, Bd. 7, S. 3–114, hier S. 49.

5 Friedrich II.: *Antimachiavell* (wie Anm. 5), S. 49.

6 Friedrich II.: *Antimachiavell* (wie Anm. 5), S. 50.

dieser Rolle realiter Gebrauch gemacht haben. Friedrich argumentiert auf der Grundlage militärischer Sachlogik und Funktionalität und sieht eine vom Herrscher persönlich angeführte Armee als überlegen an. Dieser Auffassung waren auch die zeitgenössischen Gegner Friedrichs II., vor allem dann, wenn sie an Niederlagen gegen die Truppen des Königs zu knabbern hatten.⁷ Historiker übernehmen die Auffassung von den Vorteilen des persönlichen Kommandos eines Königs im Felde bis heute und werten Friedrichs persönliche Anwesenheit und sein Kommando für die Kampfkraft der preußischen Truppen positiv.⁸

Diejenigen Zeitgenossen Friedrichs, die am wenigsten überzeugt waren von den Vorzügen des königlichen Kommandos im Feld, scheinen alleamt dem hohen preußischen Offizierkorps anzugehören. Skepsis, Widerspruch und Ablehnung ertete Friedrich im Siebenjährigen Krieg vor allem von den anderen preußischen Truppenführern, von seinen jüngeren Brüdern, die alle ebenfalls in der Armee Kommandoposten

7 So urteilte der französische Außenminister, Kardinal de Berni, in einem Brief an Choiseul-Stainville, anlässlich der Niederlage der französischen Truppen bei Roßbach: „Wir dürfen nicht vergessen, daß wir es mit einem Fürsten zu tun haben, der sein eigener Feldherr, sein Staatslenker, Armeeeintendant und nötigenfalls auch sein Generalprofoß ist. Diese [...] Vorteile wiegen mehr als alle unsere schlecht angewandten und schlecht kombinierten Hilfsmittel“; Gustav Berthold Volz: Friedrich der Große im Spiegel seiner Zeit, 3 Bde., Berlin 1926–27, hier Bd. 2, S. 196. Ähnlich urteilt auch eine Denkschrift aus dem Umfeld des Wiener Kaiserhofes, um 1761 eine Erklärung dafür zu finden, weshalb Preußen auch im vierten Kriegsjahr trotz drückender Überlegenheit der Koalitionstruppen noch nicht besiegt sei: „Weil der König selber commandiret und niemanden wegen seiner Kriegs-Anschläge und Unternehmungen Rede und Antwort geben darf, wenn er auch Kriegsfehler begehet [...]; so kann er doch kühnere, verwegene und gefährlichere Unternehmungen, so aufs Glück ankommen, wagen, die ein commandirender General, der mit von Cabinets-Befehlen abhanget, ohne Verantwortung, wenn der Anschlag unglücklich und zu viel gewagt hiesse, sich nicht trauen darf“; Staatsbetrachtungen über gegenwärtigen Preußischen Krieg in Teutschland, abgedruckt in: Johannes Kunisch: Das Mirakel des Hauses Brandenburg. Studien zum Verhältnis von Kabinettpolitik und Kriegsführung im Zeitalter des Siebenjährigen Krieges, München/Wien 1978, S. 101–141, Zitat S. 115.

8 Vgl. nur Johannes Kunisch: Friedrich der Große als Feldherr, in: Ders.: Fürst – Gesellschaft – Krieg. Studien zur bellizistischen Disposition des absoluten Fürstenstaates, Köln/Weimar/Wien 1992, S. 83–106, hier S. 96–103.

innehatten, aber auch von Offizieren, die er hochgeschätzt hat, wie General Seydlitz.

Friedrich stand in allen drei Schlesischen Kriegen vor der Herausforderung, von seinen hohen Offizieren Autorität zuerkannt zu bekommen. Autorität war jedoch etwas anderes als Herrschaftsgewalt oder Kommandogewalt. Über letzteres verfügte er zweifellos, keiner bestritt ihm das Recht, als König wie als oberster Feldherr Befehle erteilen zu dürfen. In Kriegszeiten kam es aber nicht nur auf das Erteilen und Ausführen von Befehlen an. Gerade die anderen Truppenführer, die selbst im Feld ihre Truppen befehligten und sich diesen gegenüber genauso verantwortlich fühlten wie sie ihren guten Ruf als Offiziere nicht aufs Spiel setzen wollten, wollten überzeugt werden, nicht bloß kommandiert. Deren Achtung und Loyalität hing entscheidend davon ab, ob sie den König als militärische Autorität akzeptierten, d.h. ob sie bereit waren, sich freiwillig den Entscheidungen des Königs unterzuordnen, nicht nur aus Angst vor Strafe, sondern da sie auf seine „zwingende Überlegenheit“ vertrauten, um die Definition von Autorität von Theodor Eschenburg zu bemühen.⁹ Diese Vertrauensfrage stellte sich immer dann umso schärfer, wenn sie selbst eine andere Einschätzung von der Lage hatten.

Für den König bedeutete dies, dass er als Feldherr stets auf der Suche nach Möglichkeiten war, Ansehen als Feldherr zu erlangen und damit das Vertrauen seiner Offiziere in seine Feldherrnqualitäten zu gewinnen. Vertrauen und Ansehen sind aber Dinge, die man nicht durch Befehl erlangt.¹⁰ Man bekommt sie zugeschrieben, wenn man die bekleidete Rolle, die man einnimmt – hier also die Rolle des obersten Feldherrn, – auf mustergültige Weise ausfüllt, so dass man den Anforderungen, die an eine solche Rolle gestellt werden, gerecht wird, ja mehr noch, dass man die Rolle gleichsam verkörpert. Je stärker man die mit der sozialen Rolle einhergehenden Normerwartungen als Person verkörpert, also mit der Rolle verschmilzt, desto mehr Ansehen erlangt man in dieser Rolle, und desto größer ist die Chance, dass Entscheidungen

9 Theodor Eschenburg: Über Autorität. Erw. Ausg., Frankfurt a.M. 1976, S. 12.

10 Gerhard Göhler: Stufen des politischen Vertrauens, in: Rainer Schmalzbruns/Reinhard Zintl (Hg.): Politisches Vertrauen. Soziale Grundlagen reflexiver Kooperation, Baden-Baden 2002, S. 221–238.

nicht nur aufgrund von Befehl und Zwang Folge geleistet wird, sondern aus Respekt, Ansehen und Vertrauen auf deren Richtigkeit, kurz: aufgrund der Autorität, die einem zugeschrieben wird.¹¹ Je größer der unbestrittene Verdienst einer Person, desto größer ist ihre Chance, Autorität zuerkannt zu bekommen.

Friedrich hatte die ihm eigene Art, mit diesem Problem umzugehen. Neben seiner Tätigkeit als Feldherr griff er des Öfteren zur Feder, um mit unterschiedlichen Texten das Vertrauen seiner Truppenführer in seine Person und seine Feldherrnqualitäten zu befördern und damit Autorität zu generieren. Er benutzte unterschiedliche rhetorische Strategien, um die preußischen Offiziere von seinen Qualitäten zu überzeugen und musste doch im Laufe seiner Regierungszeit feststellen, dass seine Möglichkeiten, Autorität gleichsam selbst herbeischreiben zu können, begrenzt blieben. Davon soll im Folgenden die Rede sein.

II.

Welche Voraussetzungen brachte Friedrich 1740 bei seiner Thronbesteigung mit, um die Feldherrnrolle mit Bravour auszufüllen? Er war zu diesem Zeitpunkt einer von 32 Regimentskommandeuren in der preußischen Armee, d.h. er hatte in Neu-Ruppin ca. 1.700 Soldaten unter seinem Kommando. Der Arbeitsalltag des Kronprinzen bestand in Exerzierübungen, der Höhepunkt des Jahres war das große Manöver auf dem Tempelhofer Feld unter den kritischen Augen König Friedrich Wilhelms I. und seiner älteren Generäle. Friedrich erledigte seine Aufgabe zur Zufriedenheit, weshalb er 1735 vom Oberst zum Generalmajor befördert wurde.¹² Gleichwohl war er ein Offizier in Ausbildung, ohne Kriegs- und Schlachtenerfahrung, weitgehend ohne Ausbildung in Strategie und Taktik.

11 Wolfgang Sofsky/Rainer Paris: *Figurationen sozialer Macht. Autorität – Stellvertretung – Koalition*, Opladen 1991, S. 21–42; Heinrich Popitz: *Phänomene der Macht*, 2. erw. Aufl., Tübingen 1992, S. 104–131.

12 Christopher Duffy: *Friedrich der Große. Ein Soldatenleben*, Zürich 1986, S. 24–29 und S. 35.

Im Gegensatz zu ihm gab es in der preußischen Armee altgediente Offiziere wie seinen Lehrer und Mentor, Feldmarschall Fürst Leopold von Anhalt-Dessau, der bereits im Spanischen Erbfolgekrieg an den Schlachten von Höchstädt, Cassano und Malplaquet mitgewirkt hatte, oder den Feldmarschall Graf Karl Christoph von Schwerin, der seit 1720 als Generalmajor in preußischen Diensten stand und zuvor zuerst in der holländischen, später dann in der schwedischen Armee Kriegserfahrung gesammelt hatte. Auch die übrigen Generäle (Reitergeneral von der Schulenburg u.a.) der preußischen Truppen hatten dem neuen König einiges an militärischer Erfahrung voraus.¹³ Damit stand Friedrich, wollte er sich als oberster Feldherr und Anführer seiner Truppen bewähren, vor dem Problem, dass er zwar als König jederzeit für sich die oberste Kommandogewalt beanspruchen konnte. Persönliche Autorität musste er sich allerdings erst noch erwerben.

Als König konnte Friedrich II. von seinen Offizieren jederzeit Gehorsam einfordern. Vertrauen in seine militärischen Qualitäten konnte er sich jedoch erst im Laufe der Zeit verdienen. Und da er sich nur ein halbes Jahr nach seinem Herrschaftsantritt zum Überfall auf Schlesien entschloss, musste er sich dieses Vertrauen im Krieg erwerben. Hier hatte er mit seinem Verhalten und seinen Entscheidungen dazu beizutragen, dass die Offiziere in sein Feldherrntalent Vertrauen fassten und seine Entscheidungen auch dann widerspruchslos akzeptierten, wenn sie selbst anderer Meinung waren. Damit sich dieses Vertrauen in seine Kriegsführung entwickeln konnte, war Friedrich auf sichtbare Erfolge angewiesen, auf Erfolge, die ihm und seinen Entscheidungen zugerechnet werden konnten.

Um persönliche Autorität zu generieren, traf der König gleich zu Beginn des Überfalls auf Schlesien eine Entscheidung, die sich nur mit dem Ziel erklären lässt, den erwarteten militärischen Erfolg für sich selbst beanspruchen zu können und mit niemandem teilen zu müssen. Er ließ seinen erfahrensten Feldherrn zu Hause und teilte Fürst Leopold von Anhalt-Dessau in einem Schreiben mit: „Diese Expedition reservire ich mir alleine, auf daß die Welt nicht glaube, der König in Preußen marschiere

13 Vgl. hierzu die Einträge bei Kurt von Priesdorff (Hg.): *Soldatisches Führertum*, 10 Bde., Hamburg 1937–1980, hier Bd. 1, S. 61–64, 120f. und 124–129.

mit einem Hofmeister zu Felde“.¹⁴ Hätte militärische Rationalität es nahegelegt, den langjährigen Oberkommandierenden der Armee aufgrund seiner Erfahrung am Feldzug zu beteiligen, war eine solche Entscheidung kontraproduktiv, wenn es galt, als König für die eigene Person aus den Erfolgen des Feldzuges so viel symbolisches Kapital zu schlagen wie möglich. Friedrich votierte klar für die Option persönlicher Ansehenssteigerung und stellte militärische Belange hinten an. Auch begnügte er sich nicht damit, den Feldzug gegen Habsburg persönlich anzuführen und zunehmend auch die Schlachtenregie persönlich zu übernehmen. Bei allen militärischen Handlungen, die prestigeträchtig vermarktet werden konnten, agierte er darüber hinaus auch als PR-Manager in eigener Sache. Er schrieb eigenhändig Kriegs- und Schlachtenberichte und sandte sie an seinen Kabinettsminister Podewils mit dem Auftrag, sie in möglichst vielen Gazetten und zumindest auf Französisch und Deutsch drucken zu lassen, nicht nur in Berlin, sondern, falls möglich, auch in Frankreich und Holland.¹⁵

Außerdem fütterte er in unzähligen Briefen seine persönlichen Vertrauten Voltaire, Jordan und Algarotti mit Berichten, in denen er ihnen die Bedeutung der Ereignisse einhämmerte und sie dazu aufforderte, diese Sichtweise publik zu machen. Nach der Schlacht von Chotusitz sorgte der König dafür, dass seine Umgebung sich der politischen Bedeutung dieser Schlacht auch ja bewusst wurde, wie aus einem Brief an Jordan hervorgeht:

„Jetzt ist dein Freund zum zweiten Mal binnen dreizehn Monaten Sieger geblieben. Wer hätte vor einigen Jahren vorausgesehen, daß Dein Schüler in der Philosophie, Ciceros Schüler in der Rhetorik und Bayles Schüler in der Vernunft eine militärische Rolle in der Welt spielen würde? Wer hätte gedacht, daß die Vorsehung einen Poeten ausersehen hätte, um das politische System Europas umzustürzen und die Berechnungen seiner Könige

14 Politische Correspondenz Friedrichs des Großen, 46 Bde., Berlin 1879–1939, hier Bd. 1, Nr. 178 (S. 117f.).

15 Johann Gustav Droysen: Kriegsberichte Friedrichs des Großen aus den schlesischen Kriegen, in: Beiheft zum Militair-Wochenblatt (1875), S. 237–268; (1876), S. 305–364; (1877), S. 85–212; Luh: Der Große (wie Anm. 3), S. 57–60.

vollständig auf den Kopf zu stellen? [...] Ein Komet durchquert das Weltall und folgt in seinem Lauf einer von allen anderen Planeten abweichenden Bahn“.¹⁶

Der Brief gibt die Deutung vor, die Friedrich von diesem Ereignis verbreitet sehen wollte: Nicht die Preußen sind in Chotusitz Sieger geblieben, nicht die Armee insgesamt, die Soldaten und Offiziere, sondern der König allein. Und es handelt sich um keinen gewöhnlichen Sieg, der bei Lichte betrachtet außerdem mit einem sehr hohen Blutzoll erkauft war, sondern um ein so außergewöhnliches Ereignis, dass astronomische Metaphern bemüht werden mussten, um die Dimension angemessen zu beschreiben. Und damit seine Umgebung auch ja wusste, was von ihr erwartet wurde, sparte der König in seinen Briefen nicht mit Handlungsanweisungen, wie an den Grafen Algarotti: „Melodischer Schwan, Sie wissen jedem Stoff, der durch ihre Hände geht, ein solches Relief zu geben, daß ich mich nicht wundere, daß der Schlacht von Chotusitz diese Gunst ebenfalls zu Theil wird“.¹⁷

In diesen Schriften wurden die preußischen Erfolge dargestellt und die Entscheidungen und Handlungen des Königs benannt, sofern sie glücklich ausgingen. Diejenigen Vorfälle, in denen weder Erfolge zu verzeichnen waren noch der König erfolgreich agierte, wie seine Entfernung vom Schlachtfeld in Mollwitz, vor allem aber seine von ihm angeordneten Feldzüge nach Mähren und später nach Böhmen, die beide Male mit einem sehr verlustreichen Rückzug erfolglos endeten, blieben ohne Bericht und Kommentierung in der Öffentlichkeit – und sind merkwürdigerweise auch in der Geschichtsschreibung bis heute nicht wirklich präsent.¹⁸ Die beiden Friedensschlüsse von Breslau (1742) und Dresden (1745) taten ein Übriges, um Friedrich als erfolgreichen Feldherrn, als Eroberer der großen und reichen Provinz Schlesien erstrahlen zu lassen.

16 Otto Bardong (Hg.): Friedrich der Große, Darmstadt 1982, S. 102f.

17 Brief Friedrichs II. an Graf Algarotti (29. Mai 1742), in: Francesco Algarotti: Briefwechsel mit Friedrich II., hg. v. Wieland Giebel, Berlin 2008, S. 60; ferner der Brief des Königs an Graf Algarotti vom 18. April 1742: „Hier haben Sie eine militairische Zeitung, die ich Ihnen schreibe, um Sie über unsere Operationen zu unterrichten, und damit Sie, unabhängig von den Wiener Zeitungsblättchen, wissen, woran Sie sich zu halten haben“ (ebd. S. 53).

18 Luh: Der Große (wie Anm. 3), S. 59f.

Politisch und militärisch waren die beiden Schlesischen Kriege ein voller Erfolg. Strittig war allenfalls, wer an diesem Erfolg welchen Anteil hatte. Ganz Preußen rühmte zusammen mit einer wachsenden Fangemeinde in Europa den König als großen und siegreichen Feldherrn, als Eroberer Schlesiens. Der König steuerte das seine dazu bei, sein Licht möglichst hell strahlen zu lassen. Allein seine höheren Offiziere wussten um die durchaus durchwachsene Bilanz von Friedrichs Feldherrnglück. Sie kannten die Unternehmungen der Einfälle nach Mähren und nach Böhmen, die außer Verlusten wenig gebracht hatten, sie kannten die Schlachten von Mollwitz und Chotusitz, in denen Preußen eher glücklich den Sieg davontrug, sie wussten auch beim Triumph von Hohenfriedberg, dass der Sieg sich letztlich nicht dem Plan des Königs verdankte, sondern der Eigeninitiative des Dragonerregiments Bayreuth.¹⁹ In der Armee dürften weiterhin manche Offiziere darauf gewartet haben, von den besonderen Qualitäten des Königs im Feld überzeugt zu werden.

III.

Friedrich II. nutzte die Friedenszeit, um die im Krieg errungenen Erfolge vertrauensbildend zu nutzen und seinen Offizieren seine militärischen und persönlichen Qualitäten vorzuführen. Dazu verfasste der König 1748 seine *Generalprinzipien des Krieges*.²⁰ Mit dieser Schrift reihte er sich ein in die Autorengemeinde kriegswissenschaftlicher Traktate. Solche Traktate stammten entweder aus der Feder verdienter und langgedienter Feldherrn wie Montecuccoli, Turenne oder Marschall Moritz von Sachsen.²¹ Für diese Autoren waren die Traktate ein Mittel ihrer

19 Vgl. hierzu nur die Schlachtbeschreibungen bei Duffy: Friedrich der Große (wie Anm. 13), S. 52–57 (Mollwitz), S. 64f. (Einfall nach Mähren), S. 69–72 (Chotusitz), S. 81–90 (Einfall nach Böhmen), S. 94–102 (Hohenfriedberg).

20 Friedrich II.: Die Generalprinzipien des Krieges und ihre Anwendung auf die Taktik und Disziplin der preußischen Truppen, in: Gustav Berthold Volz (Hg.): Die Werke Friedrichs des Großen, 10 Bde., Berlin 1912–1914, hier: Bd. 6, 3–86.

21 Vgl. hierzu allg. Max Jähns: Geschichte der Kriegswissenschaften, vornehmlich in Deutschland, Zweite Abt.: XVII. und XVIII. Jahrhundert bis zum

Memorialpraxis. Sie veröffentlichten ihre Schriften, damit diese dazu beitragen, dass ihr Kriegsruhm auch ihren Tod überdauerte. Oder die Autoren waren Offiziere der mittleren Ränge, die sich nicht zuletzt mit dem Ziel am kriegswissenschaftlichen Diskurs beteiligten, auf die eigene militärische Reflexionsfähigkeit aufmerksam zu machen und damit auch die eigene Karriere zu befördern.²² Dass es vielen Autoren nebenbei auch um die Sache ging, will ich gerne zugestehen.

Nun wollte Friedrich sicherlich nicht seine Karriere befördern. Auch zur eigenen Memoria dienten ihm nicht seine Traktate zur Kriegswissenschaft. Hierfür verfasste er mehrere Geschichtswerke über all seine Kriege und Feldzüge, die nach seinem Tod seinen Nachruhm sichern sollten. Mit seinen militärischen Schriften verfolgte er ein anderes Ziel. Friedrich reihte sich mit seinen *Generalprinzipien des Krieges* (1748), seinen *Betrachtungen über die Taktik und einige Teile des Krieges* (1758) und später seiner Schrift über die *Grundsätze der Lagerkunst und der Taktik* (1770) demonstrativ ein in die Reihe verdienter Feldherrn, die mit ihrem Erfahrungswissen die Kriegskunst allgemein bereicherten. Er tritt damit zum einen als Lehrer seiner Offiziere auf, nicht nur als oberster Kriegsherr. Zum anderen sind die ersten beiden Schriften aber auch ein Gesprächsangebot an seine Offiziere, die er damit als Diskussionspartner ernst nimmt.

Friedrich bewegt sich in seinen *Generalprinzipien des Krieges* zwischen dem Modus des Befehls einerseits und dem Modus des Debattenbeitrags unter Gleichrangigen andererseits. Zu Beginn heißt es ganz im autokratischen Stil: „Ich habe es also für nützlich gehalten, Euch meine Betracht-

Auftreten Friedrichs des Großen 1740, München/Leipzig 1890; Daniel Hohrath: Spätbarocke Kriegspraxis und aufgeklärte Kriegswissenschaften. Neue Forschungen und Perspektiven zu Krieg und Militär im „Zeitalter der Aufklärung“, in: Ders./Klaus Gerteis (Hg.): Die Kriegskunst im Lichte der Vernunft. Militär und Aufklärung im 18. Jahrhundert (Aufklärung, 12), Hamburg 2000, S. 5–47, hier S. 32–42.

22 Hohrath: Kriegspraxis (wie Anm. 22), S. 29f.; Michael Kaiser: „Sed vincere sciebat Hannibal“. Pappenheim als empirischer Theoretiker des Krieges, in: Helmut Neuhaus/Barbara Stollberg-Rilinger (Hg.): Menschen und Strukturen in der Geschichte Alteuropas. Festschrift für Johannes Kunisch zur Vollendung seines 65. Lebensjahres, Berlin 2002, S. 201–227, hier S. 227.

tungen mitzuteilen, Euch, die nach mir den größten Anteil am Befehl haben und denen schon eine Andeutung meiner Gedanken genügen muß, Euch endlich, die in meiner Abwesenheit nach meinen Prinzipien zu handeln haben“.²³ Hier verlangt Friedrich von seinen Offizieren Unterordnung, die vollständige Aneignung seiner Prinzipien der Kriegsführung und deren Ausführung in der Praxis.

Völlig anders lautet hingegen sein Schlusswort: „Solltet Ihr aber über den einen oder anderen Punkt Zweifel haben, so wird es mich freuen, wenn Ihr sie mir darlegt, damit ich meine Gründe ausführlicher angeben oder, wenn ich etwas Falsches gesagt haben sollte, mich zu Eurer Meinung bekehren kann. Schon meine geringe Kriegserfahrung hat mir gezeigt, daß diese Kunst nicht auszulernen ist und daß man bei ernstem Studium stets Neues entdeckt.“²⁴ Hier bietet Friedrich seinen Offizieren einen Austausch der Argumente an, eine Debatte unter Gleichrangigen über die richtigen Prinzipien der Kriegsführung, in denen allein die Schlüssigkeit des Arguments zählen soll, nicht aber Herrschaft und Hierarchie.

Der doppelbödige Charakter der Schrift ist Friedrichs rhetorische Antwort auf seine nach wie vor nicht unumstrittene Autoritätsstellung innerhalb des hohen Offizierskorps. Zwar tritt er in seinem Traktat wie ein Lehrer seiner Offiziere auf. Er zeigt sich jedoch gleichfalls in der Rolle des gelehrigen Schülers. Er räumt gegen Ende des Traktats freimütig seine geringe Kriegserfahrung ein; in den beiden Schlesischen Kriegen hatte der König insgesamt fünf Schlachten geschlagen, kein Vergleich mit alten Haudegen wie Turenne, dem Prinzen Eugen oder selbst dem Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau und dem Feldmarschall von Schwerin. Auch spart er nicht mit Selbstkritik, wenn er beispielsweise nach einer Diskussion eigener Fehler über den Sieg bei Soor verlautbart: „Ich hätte verdient, bei Soor geschlagen zu werden, wenn die Gewandtheit meiner Generale und die Tapferkeit meiner Truppen mich nicht vor diesem Unglück bewahrt hätte.“²⁵ Sein generelles Fazit des Krieges fällt gleichfalls betont nüchtern aus: „unter den fünf Schlachten,

23 Friedrich II.: Generalprinzipien (wie Anm. 21), S. 3.

24 Friedrich II.: Generalprinzipien (wie Anm. 21), S. 86.

25 Friedrich II.: Generalprinzipien (wie Anm. 21), S. 30.

die meine Truppen geliefert haben, waren nur drei, die ich geplant hatte. Zu den beiden anderen wurde ich gezwungen.“²⁶ Friedrich dürfte hier Positionen zu Papier bringen, die auch in Offizierskreisen während des Krieges die Runde machten.

Neben die demonstrative Demut des Anfängers tritt der Beweis eigener Lernwilligkeit. Der ganze Text liest sich wie ein Zeugnis seiner durch Erfahrung erlangten Umsicht in allen Belangen der Kriegsführung: Er betont, wie er sich um den Ausbau fester Magazinplätze verdient gemacht habe, wie er Feld-Backöfen und Handmühlen für die Truppen einführte, um die Versorgung der Armee zu sichern.²⁷ Außerdem zeugen die von ihm genannten Schlachtenbeispiele von seinen Lehren aus den praktischen Erfahrungen in den beiden Schlesischen Kriegen ebenso wie von seiner umfangreichen Lektüre militärischer Traktate, weshalb nicht nur Hohenfriedberg und Mollwitz erwähnt werden, sondern auch Schlachten aus den Türkenkriegen, dem Spanischen Erbfolgekrieg etc. All seine Regeln, so verkündet es Friedrich seinen Lesern, habe er teils „auf eigene Kosten“ lernen müssen oder aber von „großen Feldherren“ übernommen.²⁸

Neben dieser Demonstration eigener Unzulänglichkeit und laufender Lernfortschritte stellt Friedrich aber auch den selbstbewussten Feldherrn heraus, der seine Offiziere auf seine Linie verpflichtet. Friedrich schreibt die Generalprinzipien in der ersten Person Singular. Regelmäßig bringt er den Lesern „mein Reglement“ in Erinnerung, nicht das Reglement der Kavallerie oder der Infanterie. Er spricht von der „Taktik [...], die ich bei meinen Truppen eingeführt habe“.²⁹ Im Falle eines Übergewichts der gegnerischen Truppen, so Friedrich an seine Offiziere, „kann man meine schräge Schlachtordnung mit Erfolg anwenden“.³⁰ Der König stellt sich seinen Offizieren hier als ein Urheber strategischer Innovation vor, die in Schlachten den Sieg bringen könnte. Friedrich begnügt sich nicht damit, die Regeln der Kriegskunst wiederzugeben und damit seine Expertise zu demonstrieren: Seine Strategie zur Pre-

26 Friedrich II.: Generalprinzipien (wie Anm. 21), S. 75.

27 Friedrich II.: Generalprinzipien (wie Anm. 21), S. 16–18.

28 Friedrich II.: Generalprinzipien (wie Anm. 21), S. 7.

29 Friedrich II.: Generalprinzipien (wie Anm. 21), S. 17 und 80.

30 Friedrich II.: Generalprinzipien (wie Anm. 21), S. 65.

stigesteigerung bestand darin, neue Regeln aufzustellen und damit seine militärische Größe kundzutun.

IV.

Der eigentliche Bewährungsfall für die Autorität Friedrichs II. innerhalb seines Offizierskorps und seiner Truppen war der Siebenjährige Krieg. Auf den ersten Blick waren die Voraussetzungen für eine Anerkennung Friedrichs II. in Offizierskreisen besser als in den Schlesischen Kriegen. Die meisten prominenten Truppenführer hatten ihre Führungspositionen erst unter Friedrich erlangt, der seinerseits bereits auf 16 Jahre als König und Oberkommandierender der preußischen Truppen aufbauen konnte. Friedrichs mangelnde Erfahrung war im Jahre 1756 denn auch nicht das Problem.

Der Dissens zwischen dem König und einigen seiner ranghöchsten Offiziere hatte vielmehr inhaltliche Ursachen. Zum einen war es keineswegs die einhellige Meinung aller Minister und Offiziere, dass im Jahr 1756 ein Präventivkrieg unausweichlich war.³¹ Zum anderen gab es innerhalb der preußischen Offiziere Uneinigkeit über die vom König verfochtene Strategie. Aufgrund des starken Übergewichts der gegen Preußen aufmarschierenden Koalitionsarmeen suchte Friedrich II. sein Heil in einer Offensivstrategie. Mit schnellen Schlachtenerfolgen wollte er seine Gegner einzeln zum Friedensschluss zwingen. Diese Strategie war für die Offiziere keineswegs neu; sie konnten solche Überlegungen bereits in den *Generalprinzipien des Krieges* nachlesen:

„Diesen Grundregeln füge ich hinzu, daß unsere Kriege kurz und lebhaft sein müssen. Wir dürfen sie durchaus nicht in die Länge ziehen. Ein langwieriger Krieg zerstört nach und nach unsere vortreffliche Disziplin, entvölkert das Land und erschöpft unsere Hilfsquellen. Die Führer der preu-

31 Vgl. nur exemplarisch die Kritik des Prinzen Heinrich; Otto Hermann: Eine Beurteilung Friedrichs des Großen aus dem Jahre 1753, in: *Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte* 34 (1922), S. 239–264; Ders.: Friedrich der Große im Spiegel seines Bruders Heinrich, in: *Historische Vierteljahresschrift* 26 (1931), S. 365–379.

bischen Armeen müssen also, wenn auch mit aller Vorsicht, eine Entscheidung herbeizuführen suchen.“³²

Und an anderer Stelle:

„Schlachten entscheiden das Schicksal der Staaten. Wer immer Krieg führt, muß solche Entscheidungen herbeiführen, sei es, um sich aus einer mißlichen Lage zu befreien oder den Feind darin zu versetzen, oder um den Streit auszufechten, der sonst nie ein Ende nähme.“³³

Generell lässt Friedrich in seinem Traktat keinerlei Zweifel daran, dass ihm Angriff immer näher liegt als Verteidigung.³⁴ Zum Thema Belagerung, einem der wichtigsten Felder der Kriegskunst im 18. Jh., verweist er nur lapidar auf andere Traktate, unter anderem auf die Schrift Leopolds von Anhalt-Dessau, die dieser zum Unterricht Friedrichs 1735 verfasst hatte.³⁵ Friedrich äußert sich hier in einer Weise, als wäre es unter seiner Würde, sich mit diesem Thema länger aufzuhalten: „Die Belagerungskunst ist zum Handwerk geworden wie das Tischler- oder Uhrmacherhandwerk.“³⁶ Kriegskunst im friderizianischen Verständnis ist die Kunst, Schlachten zu gewinnen. Verschanzungen von eingenommenen Verteidigungsstellungen lehnt Friedrich pauschal ab mit der Begründung, sie würden die eigene Armee nur in falscher Sicherheit wiegen.³⁷ Auch zahlenmäßiges Übergewicht der Gegner ist für Friedrich kein Grund, um von seiner auf Schlachten ausgerichteten Strategie abzuweichen. Hierzu erklärt er lapidar: „dann müssen die Dispositionen des Heerführers den Mangel an Streitkräften wett machen“.³⁸ Mit diesem Anspruch an das überlegene militärische Können hat er zugleich hohe Erwartungen geweckt, die er im Krieg einzulösen hatte.

Friedrich verfolgte mit seinen Prinzipien der Kriegsführung im Siebenjährigen Krieg ebenso wie in seinen *Generalprinzipien des Krieges* eine besondere Strategie, sich als Feldherr einen Namen zu machen. Er

32 Friedrich II.: *Generalprinzipien* (wie Anm. 21), S. 77.

33 Friedrich II.: *Generalprinzipien* (wie Anm. 21), S. 75.

34 Friedrich II.: *Generalprinzipien* (wie Anm. 21), S. 9, 31, 64, 68, 80.

35 Friedrich II.: *Generalprinzipien* (wie Anm. 21), S. 55.

36 Friedrich II.: *Generalprinzipien* (wie Anm. 21), S. 55.

37 Friedrich II.: *Generalprinzipien* (wie Anm. 21), S. 62–64.

38 Friedrich II.: *Generalprinzipien* (wie Anm. 21), S. 65.

begnügte sich nicht mit der Herausforderung, den zeitgenössisch geltenden Regeln der Kriegsführung als Feldherr möglichst perfekt zu entsprechen und dementsprechend zu agieren, also die eigenen Territorien mit seinen Truppen abzusichern, ohne sie in risikoreichen Schlachten aufs Spiel zu setzen. Vielmehr war es sein Ehrgeiz, neue Regeln für die preußische Kriegsführung zu definieren, sich als Neuerer strategischer wie taktischer Grundsätze zu beweisen. Hierzu diente vor allem sein ständig wiederholter Hinweis auf die von ihm kreierte schiefe Schlachtordnung, die er in zahlreichen Briefen all seinen Truppenführern als Weg zum Erfolg anempfahl. Für seine Absicht, das Vertrauen innerhalb seiner Truppenführer zu erlangen, die mehrheitlich von der Richtigkeit der gängigen Regeln mehr überzeugt waren als von den strategischen Neuerungen ihres Königs, war dieses Vorgehen jedoch riskant. Ohne den schnellen militärischen Erfolg setzte der König damit sein Ansehen innerhalb der Armee aufs Spiel und riskierte den Verlust seiner militärischen Autorität.

Was 1748 graue Theorie war, sollte nach Kriegsbeginn 1756 in Augen des Königs so schnell wie möglich Wirklichkeit werden: Ein um das andere Mal versuchte Friedrich II., Schlachten zu erzwingen und Siege zu erfechten, die den Gegner zum Einlenken, d.h. zum schnellen Friedensschluss zwingen sollten. An Schlachten war in den ersten Kriegsjahren daher auch kein Mangel: Kolin (1757), Roßbach (1757), Leuthen (1757) und Zorndorf (1758) waren die Orte, an denen Friedrich die Entscheidung herbeiführen wollte. Nur einmal hatte er damit Erfolg, nämlich in Roßbach, als der Sieg über eine Koalitionsarmee französischer Truppen und einer schnell zusammengewürfelten Reichsarmee tatsächlich für Preußen zwei Gegner dauerhaft vom Spielfeld entfernte: Die Reichsarmee hatte sich mit dieser Niederlage als eigenständige Armee erledigt. Und gegen französische Truppen hatten die Preußen nach Roßbach ebenso nicht mehr zu kämpfen, allerdings wohl weniger infolge des Sieges bei Roßbach als vielmehr aufgrund der militärischen Erfolge Ferdinands von Braunschweig in den Folgejahren.³⁹ In Kolin hatte der Wille zur Schlacht dem König eine handfeste Niederlage eingebracht.⁴⁰ Der preußische Sieg in Leuthen vertrieb die habsbur-

39 Duffy: Friedrich der Große (wie Anm. 13), S. 208f.

40 Duffy: Friedrich der Große (wie Anm. 13), S. 182–189.

gischen Truppen zwar aus Schlesien, machte die Habsburger aber nicht kriegsmüde. Vielmehr konnten sie ihre Truppen anschließend im Winterlager wieder aufstocken. Zorndorf wiederum war mit so vielen preußischen Verlusten erkaufte, dass man kaum noch von einem Sieg wird sprechen können.⁴¹ Hinzu kam die Niederlage von Hochkirch im Herbst 1758. Zu dieser Niederlage kam es allein deswegen, weil der König an einer ungünstigen Stelle sein Lager errichten ließ und die kritischen Hinweise seiner Offiziere in den Wind schlug, die ihn auf die Risiken des Lagerplatzes vorher aufmerksam gemacht hatten.⁴²

Zwei Jahre nach Kriegsbeginn war der König daher mit seiner Kriegstrategie gescheitert, durch das Schlagen von Schlachten einen Frieden zu erzwingen. Die Koalition seiner Gegner war intakt, Preußen war jedoch gerade auch aufgrund der vielen verlustreichen Schlachten militärisch ausgezehrt. Auch die militärische Autorität des Königs stand auf dem Prüfstand – mehrfach hatte er mit seinen Entscheidungen hohe Verluste verursacht, in Kolin und in Hochkirch darüber hinaus Fehler gemacht, für die andere kommandierende Offiziere ihren Posten wohl verloren hätten. Ferner hatte Friedrich wiederholt die anderen preußischen Truppenführer mit Befehlen zu Aktionen gezwungen, die militärisch unsinnig waren, da er die militärische Lage seiner Unterbefehlshaber nicht kannte. Gehorsam wider besseres Wissen war die Folge, oft gepaart mit verlustreichen Niederlagen, die dann die Truppenführer selbst zu verantworten hatten.⁴³ Ansehen und Autorität erwirbt man sich so nicht.

41 Duffy: Friedrich der Große (wie Anm. 13), S. 234–244.

42 Luh: Der Große (wie Anm. 3), S. 225f.; Duffy: Friedrich der Große (wie Anm. 13), S. 254f.; Kunisch: Friedrich der Große (wie Anm. 3), S. 394.

43 Dies gilt für den Befehl an seinen jüngeren Bruder, August Wilhelm, Böhmen auch nach der Niederlage von Kolin zu halten; Luh: Der Große (wie Anm. 3), S. 66–68, für den unsinnigen Angriffsbefehl an Wolf Friedrich von Retzow, der für seine Befehlsverweigerung mit Arrest bestraft wurde (Luh: S. 235f.); den Angriffsbefehl an Karl Heinrich von Wedell, den dieser gegen gut verschanzte Russen unter General Soltykow im Jahr 1759 umgehend ausführte und damit Verluste von 8.000 Mann verursachte; Duffy: Friedrich der Große (wie Anm. 13), S. 260f.

Friedrich II. machte sich weder über die militärische Lage noch über die Stimmung bei seinen hohen Offizieren Illusionen. Er bemühte sich daher darum, seine Autorität unter den führenden preußischen Offizieren mit Hilfe eines weiteren Traktats wieder zu stärken. Deutet man die 1748 geschriebenen *Generalprinzipien des Krieges* bereits als Kommunikation des Königs mit seinen Offizieren, als Beitrag zu einem „Gespräch“ über die richtige militärische Strategie und Taktik, so gilt dies noch mehr für seine *Betrachtungen über die Taktik und einige Teile des Krieges*, die er nach Weihnachten 1758 zu Papier brachte.⁴⁴ Auch dieser Traktat endet mit einem Zeichen der Lernwilligkeit des Königs, wenn er sein militärisches Credo mit den Worten beschließt: „ich will lieber die Diskussion eröffnen, als allein das Wort führen“.⁴⁵ Dabei dürfte es ihm aber schwerlich um ein Gespräch im Kreis „seiner Freunde und Vertrauten“ gegangen sein, wie Johannes Kunisch mutmaßt.⁴⁶ Vielmehr war diese Schrift an seine Truppenführer gerichtet, auch wenn wir nur von Generalleutnant Fouqué und dem Herzog Ferdinand von Braunschweig sicher wissen, dass sie diesen Traktat erhalten haben, wie Kunisch gleichfalls mitteilt.⁴⁷ In meinen Augen diente diese Schrift auch weder der „Selbstvergewisserung“ noch war sie eine „militärische Lehrschrift“.⁴⁸ Sie war vielmehr der verzweifelte Versuch, den preußischen Truppenführern seine zukünftige Strategie darzulegen und seine militärische Expertise zu unterstreichen, obwohl der bloße Augenschein dagegensprach und der König um die Kritik des Prinzen Heinrich und anderer führender Offiziere an seinem Willen zum „Bataillieren“ wusste.⁴⁹

Was konnten die Offiziere der Schrift entnehmen? Friedrich schreibt in seinem Traktat nur verklausuliert davon, dass sich seine Strategie bisher

44 Friedrich II.: *Betrachtungen über die Taktik und einige Teile des Krieges oder Betrachtungen über einige Veränderungen in der Art der Kriegsführung*, in: Gustav Berthold Volz (Hg.): *Die Werke Friedrichs des Großen*, 10 Bde., Berlin 1912–1914, hier: Bd. 7, S. 116–126.

45 Friedrich II.: *Betrachtungen* (wie Anm. 45), S. 126.

46 Kunisch: *Friedrich der Große* (wie Anm. 3), S. 397.

47 Kunisch: *Friedrich der Große* (wie Anm. 3), S. 398f.

48 Kunisch: *Friedrich der Große* (wie Anm. 3), S. 396.

49 Theodor Schieder: *Friedrich der Große. Ein Königtum der Widersprüche*. Frankfurt a.M./Berlin/Wien 1983, S. 381.

bewährt habe. Dies rechnet er aber nicht eigenen Leistungen zu. Als Grund hierfür nennt er „die Fehler meiner Feinde, ihre Langsamkeit, die meiner Regsamkeit zustatten kam“, ihre „Trägheit, die niemals die Gelegenheit erfaßte“, man könnte auch sagen, ihre defensiv ausgerichtete Kriegsführung.⁵⁰ Friedrich gesteht zu, dass er vieles dem Zufall überlassen musste und keineswegs immer Herr des Geschehens war. Vor allem aber unterstreicht er die Stärke und das Geschick des Gegners, insbesondere des Feldmarschalls Daun. Während er die defensive Kriegsführung als Strategie kritisiert, ist er voll des Lobes über die defensive taktische Finesse seiner habsburgischen Gegner. Er betont deren Lagerkunst, die Fähigkeit, unbezwingbare Stellungen zu beziehen und damit das Kriegsgeschehen zu kontrollieren, die defensiven Qualitäten der habsburgischen Armee.⁵¹ Damit lobt Friedrich eine Taktik, die auch manche seiner Truppenführer bevorzugten – wie sein jüngerer Bruder Heinrich –, von der er aber stets betont hatte, dass sie für ihn nicht in Frage komme.

War Friedrich denn nun bereit, von seiner Strategie abzurücken, eine Entscheidungsschlacht anzustreben? Dies war nicht der Fall. Auch in diesem Traktat betont der König die Notwendigkeit von „Entscheidungsschlachten“, und er führt die schiefe Schlachtordnung erneut als Möglichkeit an, eine solche Schlacht zu gewinnen.⁵² Zugleich gesteht Friedrich aber auch verklausuliert Irrtümer ein, nämlich in der Erörterung über die Frage, wo man eine solche Schlacht suchen und gewinnen sollte: „Wo aber, werdet Ihr fragen, findet man diese Ebenen? In Böhmen und Mähren, bei Görlitz, Zittau oder Freiberg? Dort nicht, antworte ich, wohl aber in Niederschlesien.“⁵³ Dort sei das Gelände eben, dort stünden der friderizianischen Schlachttaktik keine natürlichen Hindernisse im Wege. Mit diesem Ausflug in die Topographie erinnerte Friedrich zugleich an seine beiden größten Schlachtensiege: an Hohenfriedberg und Leuthen, die er beide in Niederschlesien errungen hatte und von denen zumindest der zweite eine genaue Umsetzung seiner Taktik der schiefen Schlachtordnung war. Er erinnerte damit an seine Sieg-

50 Friedrich II.: Betrachtungen (wie Anm. 45), S. 117.

51 Friedrich II.: Betrachtungen (wie Anm. 45), S. 118f.

52 Friedrich II.: Betrachtungen (wie Anm. 45), S. 120f.

53 Friedrich II.: Betrachtungen (wie Anm. 45), S.125.

haftigkeit und sein Fortune, auf den Verdacht hin, die Erinnerung daran könnte nach den Erfahrungen des Jahres 1758 bei seinen Offizieren verblasst sein. Vor allem aber gesteht er zu, dass es ein Fehler gewesen sei, eine solche Entscheidungsschlacht um jeden Preis erzwingen zu wollen, also auch in Böhmen (Kolin) und in Mähren. Der König habe aus seinen Fehlern gelernt, so die Botschaft an seine Offiziere, und er habe seine Strategie der Entscheidungsschlacht an die aktuellen Begebenheiten angepasst.

Folgt man dieser Interpretation, so war das Jahr 1759 gleichsam das Jahr der Bewährung für Friedrichs strategische Überlegungen und damit verknüpft auch für seine Autorität unter den preußischen Truppenführern. Tatsächlich wartete der König in Niederschlesien mit dem Großteil seiner Truppen auf den Moment der Entscheidung. Doch seine Gegner dachten nicht daran, sich wunschgemäß zu verhalten. Statt dessen marschierte die russische Armee unter General Graf Saltykow geradewegs von Osten herankommend nach Frankfurt an der Oder, während sich General Daun Richtung Lausitz aufmachte. Damit hatte Friedrich sich in die Mark Brandenburg zu verfügen, wollte er nicht sein Kernland und seine Residenz einbüßen. Mit dieser Neuausrichtung war auch des Königs Wille zur Schlacht wiedererwacht. Er überquerte die Oder und attackierte die russischen Truppen bei Kunersdorf.⁵⁴ In der Tat gelangen den preußischen Truppen zunächst schnelle Erfolge, konnte ein von russischen Truppen besetzter Hügel eingenommen werden. Allein der Befehl des Königs gegen den Rat von Seydlitz und weiterer Generäle zu einer Fortsetzung des preußischen Angriffs gegen die verbliebenen russischen Truppen drehte die Schlacht und bescherte dem König und Preußen ihre größte Niederlage im Siebenjährigen Krieg.⁵⁵ Sein Truppenkontingent war nach der Schlacht fast vollständig aufgerieben, und es kam einem Wunder gleich, dass die russischen Truppen nicht weiter auf Berlin vorrücken konnten. Konnte er in seinen *Betrachtungen* wenige Monate zuvor sich noch darüber verbreiten, dass die Zaghaftigkeit der gegen ihn agierenden Koalitionsarmeen Preußen bislang vor dem Untergang bewahrt habe, so war auch diese Sicherheit mit Kunersdorf in die Brüche gegangen. Wenn das Jahr 1759 im Dialog mit

54 Vgl. hierzu Duffy: Friedrich der Große (wie Anm. 13), S. 258–260.

55 Duffy: Friedrich der Große (wie Anm. 13), S. 266.

seinen Offizieren das Jahr der Bewährung für Friedrichs Autorität werden sollte, so hatte er diese mit Kunersdorf verspielt.

In der Tat gibt es Belege dafür, dass die Hochachtung gegenüber dem König in der Armee merklich bröckelte. So berichtet der Adjutant Friedrichs II., Georg Heinrich von Berenhorst, in seiner Erinnerung an den Siebenjährigen Krieg folgende Episode: „Im vierten und fünften Jahre des Siebenjährigen Krieges war Friedrich II. von seinen nahen und nächsten Umgebungen weder geliebt noch gefürchtet. Ich sage dies, weil ich es mit eigenen Augen gesehen habe. Währenddeß wir hinter ihm herritten, machte ein junger Polison [Flegel] Namens Wodke, Brigademajor von der Cavallerie, oft allerlei lächerliche Posituren hinter seinem Rücken, ahmte seine Stellung nach, wies auf ihn hin und dergleichen, um uns andere zu belustigen. Wodtke hatte Friedrichen auch den Beinamen „der Todtengräber“ gegeben; der Kürze wegen nannte er ihn nur „Gräber“, und so hieß auch der Held in unseren vertraulichen, scherzenden und spottenden Unterhaltungen.“⁵⁶ Wenn der König es nötig hatte, seine Autorität innerhalb der Armee wiederherzustellen, dann war dies am Jahresausgang des Jahres 1759 der Fall.

Friedrich II. reagierte wie so oft: er wandte sich mit einem weiteren Traktat an seine Offiziere, um für seine Fehler Abbitte zu leisten und zu demonstrieren, dass er aus ihnen gelernt habe. Dies geschah nun allerdings nicht mehr in Gestalt eines neuen Traktats über Strategie und Taktik, sondern in Form einer historiographischen Reflexion über den schwedischen König Karl XII., der gleichsam idealtypisch alle Vor- und Nachteile eines draufgängerischen Feldherrnkönigs personifizierte. Friedrich schrieb seine *Betrachtungen über die militärischen Talente und den Charakter Karls XII.* im Winterlager, das er im Dezember 1759 bezogen hatte.⁵⁷ Auch über diese Schrift gibt es in der Forschung die gängigen Einschätzungen: Bei Theodor Schieder geht es um den „Pro-

56 Georg Heinrich von Berenhorst: Aus dem Nachlasse von Georg Heinrich von Berenhorst, hg. von Eduard von Bülow, 2 Bde., Dessau 1845/47, hier Bd. 1, S. 181.

57 Friedrich II.: *Betrachtungen über die militärischen Talente und den Charakter Karls XII., Königs von Schweden*, in: Johannes Kunisch (Hg.): *Aufklärung und Kriegserfahrung. Klassische Zeitzeugen zum Siebenjährigen Krieg* (= Bibliothek der Geschichte und Politik, 9), Frankfurt a.M. 1996, S. 547–587.

befall seiner Selbstprüfung“ und um ein „Menetekel für Friedrich“,⁵⁸ bei Johannes Kunisch wie so oft um „Selbsteinschätzung“ und „Selbstvergewisserung“.⁵⁹ Friedrich II. betrieb aber nicht Selbsterfahrung, wenn er sich im Winterlager mit Karl XII. beschäftigte, sondern versuchte zum wiederholten Male, mit einer Schrift seine Autorität bei seinen ihm kritisch gesinnten Offizieren wiederherzustellen.

Wir wissen von vier Empfängern seiner Schrift: seine Brüder Heinrich und Ferdinand, ferner der Baron de la Fouqué und Freiherr von Seydlitz, alle vier hochrangige Generäle in der preußischen Armee, sowie schließlich der Marquis d'Argens, den er auch für die Drucklegung brauchte, und Voltaire.⁶⁰ Friedrich beschäftigte sich in seinem historischen Essay mit der Frage, wie ein so talentierter und erfolgsverwöhnter Feldherr wie Karl XII. so unrühmlich hatte enden können: als Flüchtling im Osmanischen Reich, später dann erschossen bei der Belagerung einer dänischen Festung. Es ging Friedrich darum, die Ursachen für dieses Unglück zu benennen. Er machte dabei mehrere strategische Fehler aus, die den schwedischen König ins Verderben rennen ließen.

Jeder Satz über Karl XII. liest sich wie ein Selbstkommentar: Wer nicht in der Schule großer Feldherrn die Kriegskunst lernen konnte, „muß die Regeln nach vielen Fehlern auf eigene Kosten lernen“.⁶¹ Ebenso gilt für Friedrich gleichermaßen, dass „gerade die ersten Feldzüge [...] seine vollkommensten Heldentaten sind“.⁶² Und weiter: Er vernachlässigte über die Schlachten den Ausbau fester Plätze. Er hätte sich an den gängigen Regeln der Kriegskunst orientieren müssen, deren wichtigste besagt, dass „Armeen nie aufs Spiel gesetzt werden dürfen“.⁶³ Bewunderungswürdig sei der König stets nur bei Handlungen, die „Tapferkeit und Schnelligkeit“ verlangen, nicht aber in allen Vorhaben, die „Zeit

58 Schieder: *Königtum der Widersprüche* (wie Anm. 50), S. 408 und 412.

59 Friedrich II.: *Talente* (wie Anm. 58), S. 951 und 954; ähnlich auch Ders.: *Friedrich der Große* (wie Anm. 3), S. 410 und 412.

60 Friedrich der Große: *Mein lieber Marquis! Sein Briefwechsel mit Jean-Baptiste d'Argens während des Siebenjährigen Krieges*, hg. v. Hans Schumann, 2. Aufl., Zürich 1986, S. 188 (24. Januar 1760).

61 Friedrich II.: *Talente* (wie Anm. 58), S. 368.

62 Friedrich II.: *Talente* (wie Anm. 58), S. 370.

63 Friedrich II.: *Talente* (wie Anm. 58), S. 374.

und Geduld zur Reife bringen müssen“.⁶⁴ Generell hätte der König „sparsamer mit Menschenblut“ sein können. Auch sei eine Schlacht kein anzustrebendes Ziel, sondern nur das Mittel von Feldherrn, die „sich nicht anders zu helfen wissen“.⁶⁵ Ferner sei der König nur im Feldkrieg bewandert, im Belagerungskrieg aber ein „völlig unerfahrener Neuling“.⁶⁶

Die generellen Aussagen zur Person werden ergänzt durch eine Analyse der Schlacht von Poltawa, die sich liest wie eine Interpretation der Fehler Friedrichs des Großen bei Kunersdorf. Der russische Gegner „hatte schon den Vorteil der Überzahl: das war viel; Karl [man könnte ergänzen Friedrich] überließ ihm auch noch die Vorteile des Geländes und der Kunst: das war zu viel.“⁶⁷ Hinzu kamen die Widrigkeiten durch die natürlichen Gegebenheiten des Schlachtfelds: uneinsehbare Hindernisse, die immer höhere Opferzahlen forderten.

Auch Friedrichs Bild vom russischen Gegner erfährt in dieser Schrift einen Wandel. In seinem ersten Versuch, die preußischen Truppenführer im Jahr 1758 in seinen *Betrachtungen* von seiner militärischen Einsichtsfähigkeit zu überzeugen, hatte er über den russischen Gegner noch pauschal geurteilt: „Die Russen sind ebenso roh wie unfähig und verdienen deshalb überhaupt keine Erwähnung“.⁶⁸ Sofern man den Kommentar zu Karl XII. bei Poltawa konsequent als Selbstkommentar Friedrichs zu seinen Erfahrungen bei Kunersdorf liest, ergibt sich nun ein gewandeltes Bild vom Gegner:

„das war nicht mehr eine Barbarenhorde [...], sondern wohl bewaffnete, gut postierte Soldaten, von geschickten ausländischen Generalen geführt [man könnte hier an Loudon denken], durch starke Schanzen gedeckt und durch verheerendes Artillerief Feuer geschützt.“⁶⁹

64 Friedrich II.: Talente (wie Anm. 58), S. 375.

65 Friedrich II.: Talente (wie Anm. 58), S. 375.

66 Friedrich II.: Talente (wie Anm. 58), S. 376.

67 Friedrich II.: Talente (wie Anm. 58), S. 377.

68 Friedrich II.: Talente (wie Anm. 58), S. 118.

69 Friedrich II.: Talente (wie Anm. 58), S. 379.

Resümierend urteilt Friedrich über die Schlacht von Poltawa:

„Ich weiß nicht, aus welchem Grunde die Schweden sich in ihrer kritischen Lage auf ein so gewagtes Unternehmen einließen. Wurden sie durch die Notwendigkeit dazu gezwungen, so war es ein schwerer Fehler von ihnen, sich in eine Lage zu bringen, wo sie wider Willen und unter den ungünstigsten Verhältnissen eine Schlacht liefern mußten“.⁷⁰

Liest man all die kritischen Worte über Karl XII. als eine verschlüsselte, an seine Offiziere adressierte Selbstanklage, so stellt sich die Frage nach den Gründen für eine so merkwürdige Art der Kommunikation. Friedrich ist aufgrund seiner expansiven Ideen, seiner grenzverletzenden Außenpolitik sowie seiner militärischen Vorgehensweise mehr als einmal mit Karl XII. verglichen worden, was selten als Kompliment gemeint war.⁷¹ Vielmehr verbarg sich hinter diesem Vergleich die Einschätzung, der preußische König sei ein Hasardeur, ein Spieler mit hohem Einsatz. Gerade auch im Kreis der Offiziere um Prinz Heinrich war diese Einsicht verbreitet und gepaart mit der Angst davor, dass der König mit seinen unbedachten Aktionen das Schicksal Preußens verspiele, politisch wie militärisch.⁷² Dies war keineswegs ohne Risiko für einen König, der als Feldherr mehr denn je darauf angewiesen war, dass seine Offiziere ihm weiterhin Loyalität entgegenbrachten, seine Befehle befolgten und ihren Dienst in der Armee nicht aufkündigten. Zugleich konnte er aber nicht offen zu solchen Vorbehalten Stellung nehmen, zumindest nicht, ohne seine Autorität als König endgültig zu verspielen. Mit seiner Schrift demonstrierte er implizit, dass er seine Fehler, getarnt

70 Friedrich II.: Talente (wie Anm. 58), S. 377.

71 Vgl. Kunisch: Aufklärung und Kriegserfahrung (wie Anm. 58), S. 952; Ders.: Friedrich der Große (wie Anm. 3), S. 410f.

72 Vgl. nur die Note des Prinzen Hinrich vom 15. Dezember 1759, aus der keinerlei Vertrauen in die Geschicke seines älteren Bruders mehr vernehmbar ist: „Er hat uns in diesen grausamen Krieg gestürzt; die Tapferkeit der Generale und der Soldaten allein kann uns heraushelfen“; Politische Correspondenz (wie Anm. 15), Bd. 18, Berlin 1891, S. 696. Vgl. zur generellen Haltung Heinrichs zur Kriegführung seines älteren Bruders Jürgen Luh: „Der fehlerlose Feldherr“ – Der Prinz und die Armee, in: Prinz Heinrich von Preußen. Ein Europäer in Rheinsberg, hg. v. der Generaldirektion der Stiftung Preussische Schlösser und Gärten Berlin-Brandenburg, München/Berlin 2002, S. 81–84.

als die Fehler Karls XII., erkannte, und vor allem seine Bereitschaft, aus diesen Fehlern zu lernen und fortan nach den gängigen Regeln der Kriegskunst zu kämpfen, ohne die ihm anvertrauten Truppen dabei aufs Spiel zu setzen.⁷³ Erst in seinen beiden Schlusssätzen stellt Friedrich einen Zusammenhang her zwischen ihm und Karl XII.:

„Aber, wird man sagen, mit welchem Rechte wirfst Du Dich zum Richter der berühmtesten Krieger auf? Hast Du, großer Kritiker, denn selbst die Lehren befolgt, die du so freigiebig erteilst? Ach nein! Ich kann hierauf nur das eine antworten: Fremde Fehler fallen uns in die Augen, aber die eigenen übersehen wir.“⁷⁴

V.

Sieben Jahre nach dem Siebenjährigen Krieg, in dem Preußen unter großen Opfern seine Großmachtstellung in Europa hat verteidigen können, verfasste Friedrich II. erneut eine Schrift über die Prinzipien der Kriegsführung, seine *Grundsätze der Lagerkunst und der Taktik*.⁷⁵ Bereits im Vorwort machte der König deutlich, dass diese Schrift als eine Art Revision seiner *Generalprinzipien des Krieges* zu verstehen ist, die er nach den Schlesischen Kriegen zu Papier brachte. Er begründete die Notwendigkeit einer neuen Instruktionsschrift mit den technischen und den taktischen Innovationen der österreichischen Armee. Ebenso spielten aber auch die Erfahrungen des Siebenjährigen Krieges eine Rolle, Erfahrungen, die der König und seine Soldaten vor allem im Hinblick auf die Risiken seiner bisherigen Prinzipien der Kriegsführung hatten machen müssen.

In der neuen Instruktion werden daher vor allem Dinge betont, die in den früheren Schriften vernachlässigt oder aber geringgeschätzt worden

73 Vgl. auch Luh: Der Große (wie Anm. 3), S. 233–235.

74 Friedrich II.: Talente (wie Anm. 58), S. 381.

75 Friedrich II.: Grundsätze der Lagerkunst und der Taktik, in: Gustav Berthold Volz (Hg.): Die Werke Friedrichs des Großen, 10 Bde., Berlin 1912–1914, hier: Bd. 7, S. 127–183. Dieser Abschnitt geht auf Gespräche mit Jürgen Luh zurück und auf seinen Vortrag, den er anlässlich der Tagung über *Frederick the Great and the republic of letters* im Sommer 2012 gehalten hat.

waren. Betont werden von Friedrich Geländeckenntnis, Lagerkunst, das Errichten fester Stellungen und die Bedeutung der Artillerie. Während sich Friedrich in seinen früheren Schriften vor allem als Angriffs- und Schlachtenstrategie einen Namen machen wollte und eine rein auf Verteidigung abzielende Art der Kriegsführung verächtlich machte,⁷⁶ nahmen in seiner neuesten Schrift gerade diese Dinge großen Raum ein. Verschanzungen werden nun für die Herrichtung von Lagerplätzen ausdrücklich gefordert statt als unnütz abgetan.⁷⁷ Während er Belagerungen in seinen *Generalprinzipien* als eine zum bloßen Handwerk verkommene Form der Kriegskunst verspottete und ihr nur wenige Zeilen widmete, erhebt er in seiner neuen Instruktionsschrift Belagerungen geradezu zum Paradigma zeitgenössischer Kriegsführung: „Wir müssen unsere Schlachtpläne aus den Regeln der Belagerungskunst ableiten.“⁷⁸ Und über die Schlacht lässt er nunmehr verlauten, dass man „in der Feldschlacht auf allgemeine Angriffe verzichten“ müsse.⁷⁹ Zwar spricht er weiterhin von den „Vorzüge[n] meiner Angriffsmethode“ und meint damit die schiefe Schlachtordnung, ohne sie erneut ausführlich zu beschreiben.⁸⁰ Von der Idee der Entscheidungsschlacht und dem Erzwingen schneller Schlachtenerfolge lässt er hingegen nichts mehr verlauten. Die ganze Taktik scheint vielmehr darauf abzuzielen, Schlachten mit guten Stellungen zu vermeiden.

Die *Grundsätze der Lagerkunst und der Taktik* sind daher eine Abkehr Friedrichs II. von seinen Ambitionen, sich als Angriffs- und Schlachtenstrategie einen Namen zu machen. Allein die Idee der schiefen Schlachtordnung wird in seiner neuesten Schrift erneut kurz aufgegriffen, um dieses Markenzeichen nicht aus der Hand zu geben. Neben seiner inhaltlichen Anpassung an die zeitgenössischen Prinzipien der Kriegskunst hat sich auch der Duktus der Schrift deutlich geändert. Die früheren Instruktionsschriften waren zum einen als Gesprächsangebot an seine Offiziere ausgelegt, zum anderen betonten sie die Autorität, das Wissen und die Erfindungsgabe des Königs und Autors. Von beiden Kommunikationsstrategien ist in seiner Schrift über die *Grundsätze der*

76 S.o. S. 21.

77 Friedrich II.: *Grundsätze* (wie Anm. 76), S. 134, 140f. u. ö.

78 Friedrich II.: *Grundsätze* (wie Anm. 76), S. 149.

79 Friedrich II.: *Grundsätze* (wie Anm. 76), S. 149.

80 Friedrich II.: *Grundsätze* (wie Anm. 76), S. 163.

Lagerkunst und der Taktik wenig übriggeblieben. Statt auf rhetorische Weise um die Zustimmung seiner Leser, also seiner Truppenführer, zu werben, vermittelt Friedrich II. die von ihm aufgestellten Lehrsätze und Fallbeispiele im nüchternen Ton der Anweisung. Ebenso verzichtet er weitgehend darauf, sich selbst und seine Rolle zu thematisieren, auf seine Erfahrung zu verweisen, seine Erfolge und Qualitäten ebenso wie seine Fehler. Waren seine früheren Schriften stets auch kommunikative Instrumente der Autoritätsgewinnung des königlichen Feldherrn innerhalb seines Offiziercorps, so lässt sich dies für die *Grundsätze* nicht mehr behaupten. Da Friedrich II. in dieser Schrift seine Ambitionen reduziert und die Inhalte an die zu seiner Zeit gängigen Lehren der Kriegskunst angepasst hatte, stellte sich auch das Problem der Autorität nicht mehr. Der Inhalt, den Friedrich mit seiner aktuellen Schrift vermitteln wollte, dürfte weit weniger kontrovers gewesen sein als im Falle seiner früheren Schriften. Die ambitionierten Inszenierungsabsichten des Königs als Neuerer von Strategie und Taktik wurden von der zeitgenössischen militärischen Realität eingeholt.

VI.

Friedrichs Strategie, sich als Feldherr der besonderen Art einen Namen zu machen und als Neuerer in die Geschichte der Kriegskunst einzugehen, ging nicht auf. Vergleicht man seine Traktate über die Kriegsführung, die er 1748, 1758 und wieder 1770 verfasst hatte, so ist in ihnen immer weniger von der Bedeutung schneller Schlachterfolge die Rede und immer seltener von der schiefen Schlachtordnung, auf deren Erfindung er anfangs so stolz war – auch wenn er diesen Markenkern bis zum Schluss nicht völlig aufgeben wollte. Je älter er wurde, desto stärker passte er seine Strategie in Theorie und Praxis an die Regeln der Kriegskunst seiner Zeit an und beschränkte sich darauf, durch die Besetzung uneinnehmbarer Stellungen das Terrain zu kontrollieren wie im Bayerischen Erbfolgekrieg, als er keine einzige Schlacht mehr schlug.⁸¹

81 Vgl. hierzu Duffy: Friedrich der Große (wie Anm. 13), S. 383–398; Kunisch: Friedrich der Große (wie Anm. 3), S. 515.

Diese Abkehr von seiner Ambition, der Kriegsführung seiner Zeit seinen persönlichen Stempel aufzuprägen und damit in die Geschichte einzugehen, war die Folge einer von ihm heraufbeschworenen Autoritätskrise, die er im Siebenjährigen Krieg als Folge des von ihm verursachten preußischen Blutzolls erfahren musste. Dieser Prozess lässt sich anhand seiner von ihm verfassten Schriften zu den Prinzipien der Kriegsführung sowie seinem historischen Essay über Karl XII. nachvollziehen. Diese Schriften waren sein Versuch, mit den anderen Truppenführern Einvernehmen herzustellen, sie von seiner Position zu überzeugen, aber auch ein Mittel, gleichsam auf implizite Weise Fehler einzugestehen, ohne dabei das Gesicht zu verlieren. Was in der Regel gedeutet wird als Mittel der Selbstvergewisserung, war in Wirklichkeit Teil eines Kommunikationsvorgangs innerhalb der Armee, an dem sich der Autoritätsverlust, den der König in den Augen seiner Offiziere erlitt, widerspiegelt.

Erst im 19. Jh. sollte dann infolge der Erfahrungen, die Preußen und ganz Europa mit der erfolgreichen Offensivstrategie Napoleons machen mussten, Friedrichs in seinen militärischen Schriften geäußerte Konzeption von der Entscheidungsschlacht und vom Geist der Offensive zu neuen Ehren gelangen. Insbesondere der deutsche Generalstab war ganz verückt von dem strategischen Einfallsreichtum des Königs und seiner Schlachtenbesessenheit.⁸² Am Ende dieser Arbeit am Mythos stand Friedrich da als militärisches Genie, an dessen Schriften, Feldzügen und Schlachten Generationen von Offizieren ihr taktisches Wissen vermittelt bekamen.⁸³ Und die Schriften wurden nicht als Sprechakte gedeutet,

82 Vgl. Martin Raschke: *Der politisierende Generalstab. Die friderizianischen Kriege in der amtlichen deutschen Militärgeschichtsschreibung 1890–1914*, Freiburg 1993.

83 Vgl. Gustav-Adolf Caspar: *Die Nachwirkungen Friedrichs des Großen im preußischen und deutschen Heer*, in: *Friedrich der Große und das Militärwesen seiner Zeit*, hg. vom Militärgeschichtlichen Forschungsamt, Herford/Bonn 1987, S. 176–192; Bernhard R. Kroener: „Den Krieg lernen“. Die Feldzüge Friedrichs des Großen in der amtlichen Geschichtsschreibung des Kaiserreiches, in: Jürgen Kloosterhuis (Hg.): *Archivarbeit für Preußen (Veröffentlichungen aus den Archiven Preußischer Kulturbesitz, Arbeitsberichte 2)*, Berlin 2000, 303–313; Sven Lange: *Hans Delbrück und der „Strategiestreit“*. Kriegsführung und Kriegsgeschichte in der Kontroverse 1879–1914, Freiburg i. Br. 1995.

sondern als gleichsam zeitlose Reflexionen über die Kriegskunst, die auch im 19. Jahrhundert nichts von Ihrer Gültigkeit eingebüßt hatten.⁸⁴

Der Kurswechsel, den der König im Laufe des Siebenjährigen Krieges selbst vorgenommen hatte, und der Positionswechsel, wie er aus seinen späteren militärischen Schriften deutlich wird, wurden bei diesem Heldengemälde ausgeblendet. Dies gilt auch für die Tatsache, dass Friedrich II. mit seinem Versuch, als Neuerer der zeitgenössischen Militärtaktik unter seinen Zeitgenossen Prestige zu erwerben, weitgehend gescheitert ist. Vor allem die Betroffenen, also seine kritischen Zeitgenossen im preußischen Offizierskorps, wollten ihm seine militärische Genialität nie so recht glauben – wie wir heute wissen, zu Recht.⁸⁵ Daran konnten auch all die kunstvoll ausgefallenen Traktate nichts ändern, die Friedrich II. verfasst hatte, um seine Truppenführer für sich einzunehmen und seine militärische Autorität unter Beweis zu stellen.

84 Vgl. hierzu Eberhard Kessel: Zum Problem des Wandels in der Kriegskunst vom 18. zum 19. Jahrhundert, in: Ders.: Militärgeschichte und Kriegstheorie in neuerer Zeit, hg. v. Johannes Kunisch, Berlin 1987, S. 46–56; Ders.: Friedrich der Große im Wandel der kriegsgeschichtlichen Überlieferung, in: Ders.: Militärgeschichte und Kriegstheorie (s. o.), S. 57–79.

85 Zur militärischen „Größe“ Friedrichs II. jetzt kritisch abwägend Marian Füssel: Friedrich der Große und die militärische Größe, in: Friedrich und die historische Größe. Beiträge des dritten Colloquiums in der Reihe „Friedrich 300“ vom 25./26. September 2009, hg. von Michael Kaiser und Jürgen Luh (Friedrich300 – Colloquien, 3); URL: http://www.perspectivia.net/content/publikationen/friedrich300-colloquien/friedrich-groesse/fuessel_militaer.

Bisher erschienene Bände

- 1 *Sträter, Udo*: „eine wunderliche conjunctio Planetarum zu Halle“ oder: Wie eine Reformuniversität entstanden ist. ISBN 978-3-86977-061-1
- 2 *Bryde, Brun-Otto*: Das Verfassungsprinzip der Gleichheit. ISBN 978-3-86977-041-3
- 3 *Lepenies, Wolf*: Ost und West. Nord und Süd. Der europäische Himmelsrichtungstreit. ISBN 978-3-86977-063-5

www.uvhw.de

ISBN 978-3-86977-067-3



9 783869 770673